

Marianne Gronemeyer

Der Fremde auf der Türschwelle

„Jean Daniélou (1905-1974), ein Jesuit und großer Gelehrter der Schrift und Patristik, der in China gelebt und missioniert hatte, erzählt einmal beiläufig von einem Freund, einem chinesischen Konvertiten, der sich nach seiner Taufe zu Fuß auf die Pilgerschaft von Peking nach Rom machte. Solange er in Zentralasien auf dem Weg war, genügte es, dass er sich als Pilger zu erkennen gab, um an der erstbesten Türe Gastfreundschaft zu finden. Im Bereich der orthodoxen Kirche begann es zu hapern, aber der Pilger fand doch noch einen Schlafplatz, bekam Essen und Trinken. Im Bereich der Westkirche fand er keine Unterkunft mehr. Gelegentlich wurde ihm Geld in die Hand gedrückt, um sich im Obdachlosenheim einzuquartieren. ‚Es ist beschämend, wenn man erkennt‘, sagt Daniélou, ‚dass die Gastfreundschaft schwindet, je näher man an Rom herankommt.‘ Für einen modernen Menschen ist es ebenso überraschend, dass um 1935 ein Chinese das Petrusgrab noch zu Fuß besuchen konnte, wie (es überrascht, dass) er mit Selbstverständlichkeit Lager und Suppe an der erstbesten Tür erwartete.

Daniélou erzählt von einem Schwund auf dem geographischen Weg von Zentralasien nach ‚Europa‘, der auch historisch ist: die Verwandlung von persönlicher Gastfreundschaft, die mit Selbstverständlichkeit gewährt wird, zur mentalen Selbstverständlichkeit, mit der die moderne Gesellschaft unpersönliche Unterkunft bereitstellt.“ Was bei dieser Verwandlung geschieht, ist „die Institutionalisierung der Liebe“. ¹ Die Gastfreundschaft steht also der sozialen Versorgung und Betreuung

¹ Ivan Illich, Von der Verkehrung der Gastfreundschaft durch das Christentum, in: Biotope der Hoffnung, Olten 1988.

gegenüber, die den Gast zu einem Unterkunftsbedürftigen macht und die Herberge zu einem Konsumgut, das institutionell angeboten und verwaltet wird.

Wäre der chinesische Freund Daniélous heute unterwegs von Peking nach Rom, dann könnte er diese Strecke einerseits gar nicht mehr zu Fuß zurücklegen, weil er überall an unbegehbare Sperr-, und Kriegsgebiete und verseuchte Landstriche, die nicht mehr durchquert werden können, stoßen würde, während wir doch glauben die Welt wäre immer besser zugänglich geworden. (Aber auch Afrika, der sogenannte schwarze Kontinent, ist heute, im Zeichen des weltweiten Unterwegsseins und der touristischen Erschließung des letzten Weltwinkels, unwegsamer geworden, als es je war).

Andererseits aber könnte sich der chinesische Pilger die Erfahrung der Abweisung, der Verletzung des Gastrechts, heutzutage ersparen. Denn es gibt jetzt eine Internet-Variante der Gastfreundschaft. Wenn Sie unter dem Stichwort *Couch-Surfen* die Suchmaschine befragen, dann werden Sie Zeuge einer staunenswerten

Wiederbelebung der Gastlichkeit: Sie können ganz einfach unter

www.couchsurfing.com Ihre Couch ins Internet stellen und schon sind Sie beinah als Gastgeber oder Gastgeberin registriert und weltweit annonciert. ‚Beinah!‘ denn, bevor Sie wirklich zum Club gehören, müssen Sie noch zweierlei Vorleistung erbringen. Sie müssen versichern, dass Sie Ihre Couch für die Nächtigung einer fremden Person von irgendwoher unentgeltlich zur Verfügung stellen, und Sie müssen ein „für jeden sichtbares persönliches Profil“ mit „Fotos, Selbstbeschreibung und Hobbys“ im Netz veröffentlichen, eine Art Kontaktanzeige, damit die passenden Anbieter und Nachfrager auch zueinander finden können. „Hunderttausende Menschen rund um den Globus stellen auf den Seiten unentgeltlich Sofas oder Gästezimmer zur Verfügung oder reservieren sie“, lese ich auf einer einschlägigen Internetseite.

Eine Couchsurferin berichtet, sie sei auf diese Weise mehrere Wochen durch Indien gereist und habe Einheimische getroffen, die Mitglied einer solchen Internetgemeinschaft seien. Unter ihnen auch einen jungen Inder. Der habe sie gleich bei der Hand genommen, habe ihr indische Eßgewohnheiten erklärt und sie gelehrt, wie man sich auf der Straße zu verhalten habe. Zum Abschluss habe er ihr ein indisches Essen gekocht. Sie habe auf diesem Wege aber nicht nur Übernachtungsmöglichkeiten organisiert, sondern auch Kontakte - zur Partyszene in Bombay/ Mumbai beispielsweise – geknüpft. „Couchsurfen ist einfach ein viel intensiveres Reisen“, so ihr begeistertes Resümee.

Als ich von dieser neuen Variante der Begegnung zwischen Fremden hörte - und das war erst vor einigen Tagen der Fall bei einem Kneipengespräch mit Linzer ‚Grünen‘, die mich zu einem Vortrag geladen hatten – wusste ich nicht recht, ob ich von dieser unerwarteten Wiederkehr des Gastfreundschaftsgedankens beeindruckt und entzückt sein sollte; oder sollte ich dem leisen Unbehagen, das sich bei mir meldete, das aber ganz diffus war - und nach wie vor ist - und nicht viele Argumente in die Waagschale zu legen hat, nachspüren.

Versuchen wir also herauszufinden, was die alte von der neuen Gastlichkeit unterscheidet. Dieses noch namenlose Unbehagen könnte ja durchaus ein Vorurteil sein, das die neue Art, Fremde zu beherbergen, als eine von minderer Qualität disqualifizieren will, weil nun einmal der Computer im Zusammenhang von Gastlichkeit etwas ungewohnt und deplaziert erscheint. Lassen Sie mich Ihnen noch eine Geschichte erzählen, in deren Licht ich vielleicht das unüberhörbare Unbehagen gegenüber der medienvermittelten Gastfreundschaft schärfer ins Auge fassen kann.

Wir beiden Gronemeyers waren mit einer Gruppe von Wiesbadener und Giessener Studenten nach Bremen gefahren, um eine der großen Freitagsvorlesungen von Ivan

Illich zu besuchen. Wenn man so weit weg wohnte wie wir, dann hatte man die Wahl, entweder gleich nach der Vorlesung zum Bahnhof zu stürzen, um den letzten Zug noch zu erwischen, oder man musste sich um Quartier in Bremen bemühen und genoss dann das Privileg, Gast im Hause von Barbara Duden und Ivan Illich zu sein und einem immer spektakulären Gastmahl mit mindestens 35 - 50 Personen, das meistens einen bunten Strauß internationaler Gäste von Rang und Namen einschloss, beizuwohnen. Wir wählten, weil wir anderntags wieder zu unserem Dienstgeschäft an Ort und Stelle sein mussten die erste Variante: mit hängender Zunge den Zug erwischen. Eine kleine Gruppe von Giessener Studenten ging zum Pasta-Essen in die Kreftingstraße. Unsere besorgte Frage, wo sie denn übernachten würden, beantworteten sie ein wenig kryptisch. Ivan Illich hatte über Gastfreundschaft gelesen und uns darüber belehrt, dass jemandem, der noch im 12. Jahrhundert an eine x-beliebige Tür pochte und um Aufnahme bat, eine Matratze, ein Kerzenstummel und ein Stück Brot gebührte.

Anderntags erfuhren wir, dass die jungen Leute von dieser neuen Kenntnis Gebrauch gemacht hatten. Sie hatten an der Tür eines Pfarrhauses – zu einer x-beliebigen Tür hatten sie dann doch nicht genügend Zutrauen – geklingelt, dort erklärt, was sie soeben in der Vorlesung von Ivan Illich über christliche Gastfreundschaft gelernt hätten und dass sie sich darum trautes, um ein Nachtlager zu bitten. Das Nachtlager wurde ihnen gewährt.

An dieser Geschichte ist zweierlei bemerkenswert: Erstens, dass die jungen Leute diese Probe aufs Exempel gewagt haben. Wären sie gescheitert, dann hätten sie den ersten Morgenzug auf dem Bahnhofsvorplatz in wirklich ungemütlicher Novemberkälte abwarten müssen; und zweitens, dass sie tatsächlich Quartier bekamen.

Was uns jedoch staunenswert vorkommt, war einmal und ist in bestimmten Weltgegenden noch immer eine Selbstverständlichkeit. Die Studenten waren für ihre Gastgeber eine wirkliche Zumutung. Die nämlich hatten im Augenblick zu entscheiden, ob sie dem an sie herangetragenen Begehren nachgeben wollten. Und das in einer Situation, in der diese Bitte um Einlass äußerst ungewöhnlich um nicht zu sagen unziemlich erscheinen musste. Konnten sie denen, die sich da als Gäste empfahlen, trauen? Und wie kamen die überhaupt dazu, ihnen auf den Pelz zu rücken. Für solche Anlässe gab es doch allerlei Einrichtungen, die darauf vorbereitet waren, andern ein Dach über dem Kopf zu gewähren. Wenn sie davon keinen Gebrauch machten, machte sie das nicht verdächtig oder zumindest zudringlich. Zweifellos war die Überraschung, die da ins Haus schneite eine unangenehme, eine Störung der routinierten Abläufe. Vielleicht brachten die Eindringlinge ihre Gastgeber um den wohlverdienten Feierabend. Private Häuser sind ja heute nicht so eingerichtet, dass man mir nichts, dir nichts Fremde darin beherbergen könnte. Da müssen umständliche Vorkehrungen getroffen werden. Ein Nachtlager, das man jemandem zumuten kann, erfordert in unseren Breiten ja mehr als eine rohe Matratze. Und wo die Fremden früher immerhin Kunde aus der durchreisten Welt mitzubringen hatten, haben sie heute diesbezüglich wenig zu bieten, was sie willkommen machte. Weltkenntnis liefert das Fernsehen, dazu bedarf es der Fremden nicht. Auch haben wir keine geübten Rituale mehr, wie wir solche Eindringlinge wieder los werden. Was, wenn die sich einnisten?

Kurzum: es ist jedem und jeder hier in unserer Runde überlassen, sich auszumalen, welche Wirkung eine solche Zumutung auf ihn oder sie hätte. Ich jedenfalls bekenne freimütig, dass diese Vorstellung in mir allerlei Revierängste auslöst und ich sicher, um nicht kleinlich zu sein, auf die schon erwähnte Lösung, mich mit einigen Euros

von der Verpflichtung der Gastlichkeit freizukaufen, verfallen würde, selbst dann, wenn ich nicht fürchten würde, dass die Fremden Böses im Schilde führen.

Die im Internet angebotene Couch ist doch etwas ganz anderes, auch wenn ich das Wagnis dabei eingehe, jemanden Fremdes ins Eigene einzuladen. Das ist der erste und vielleicht der entscheidende Unterschied, dass die Gäste geladen sind. Der Gastgeber ist auf sie vorbereitet und bestimmt Zeit und Dauer ihres Aufenthaltes. Die Gäste sind eingeplant in den eigenen Zeitplan. Sie schneien nicht einfach herein, sondern haben sich nach mir zu richten. Ich weiß etwas über sie, was nicht ausschließt, dass sie dann doch noch für erfreuliche und unerfreuliche Überraschungen gut sind, ich kann mich ihrer erwehren, wenn sie mir lästig werden. Sie können keine Ansprüche an mich stellen, denn sie zahlen nicht. Das ist vielleicht die beste Garantie gegen Unvorhersehbarkeit, dass ich keinen ‚Mietvertrag‘ mit ihnen habe und meine Verfügungsgewalt über mein Eigentum nicht geschmälert ist. Ich kann jederzeit entscheiden, wie viel Fremdheit ich mir zumuten will, das heißt, ich lasse die Fremdheit der Fremden nur in einem Maße zu, das ich bestimmen kann. Wirkliche Gegenseitigkeit würde erfordern, dass ich diesen Sicherheitsvorbehalt, der mir erlaubt, unverwandelt zu bleiben in der Begegnung mit dem Andern, aufgebe. Die Überraschung, die der Andere in seiner Fremdheit für mich repräsentiert, kann dann nicht auf ein von mir definiertes Maß begrenzt werden. In einer wirklichen Begegnung mit dem Anderen müsste ich so auf ihn hören, so hellhörig ihm gegenüber sein, dass ich nicht der- oder dieselbe bleiben kann, die ich war. Und es wäre auch nicht mehr in meiner Macht, darüber zu befinden, wie fremd der Fremde sein darf.

Das ist ja ein gut geübter Umgang mit den Fremden und mit der Fremde, dass wir sie zähmen und bändigen nach Maßgabe dessen, was uns tolerabel dünkt. Wir

versuchen, das, was am Fremden bedrohlich ist, und das, was an ihm verlockend und verführerisch ist, in guter Balance zu halten.

Menschen sind einander fremd ganz gleich ob sie aus der gleichen oder verschiedenen Kulturen stammen. Das macht allenfalls graduelle Unterschiede. Aber wir wissen ja sehr gut, dass innerhalb einer Kulturgemeinschaft diverse Subkulturen bestehen, die einander oft fremder sind, als diejenigen, die der gängigen Definition nach fremder Kultur zugehören. Aber auch innerhalb der Subkulturen, ja innerhalb der kleinsten Gemeinschaft, die sich aus zwei liebsten Nächsten bildet, gilt der Satz, dass Menschen einander fremd sind, und zwar auf eine undurchdringliche und unaufhebbare Weise. Das ist ein Satz, der in uns die unterschiedlichsten Gefühle auslösen mag. Aber zuallererst neigen wir wohl dazu, dies als einen unerwünschten, als einen problematischen Zustand anzusehen, der danach verlangt, überwunden zu werden. Und darin offenbart sich, dass die Fremdheit und die Fremden uns ängstigen und alle Anstrengung, Fremdheit in Vertrautheit und Bekanntheit zu verwandeln, der Mühe wert erscheint. Denn Fremdheit ist bedrohlich und unheimlich und muss darum verschwinden, muss aufgehoben werden.

Nicht dass es uns gelungen wäre, dem Anderen, dem Fremden seine Fremdheit auszutreiben, aber wir kultivieren unseren Glauben an die Überwindung der Fremdheit und schreiten munter fort auf dem Weg, es auszurotten: „Wie im Westen, so auf Erden.“ (Wolfgang Sachs)

Wie stellen wir modernen Menschen es an, uns die Beunruhigung durch das Fremde und die Fremden vom Halse zu halten? Es sind im wesentlichen drei verschiedene Weisen, mit denen man dem Fremden (gemeint ist: der Fremde, die Fremde und das Fremde) beizukommen trachtet:

Erstens: man kann das Fremde besiegen in imperialistischer oder kolonialistischer Manier, indem man also eine Fremdherrschaft darüber aufrichtet. Das ist eine historisch geläufige Manier, und wir werden uns wahrscheinlich schnell einig sein – wenigstens theoretisch – dass das intolerabel ist.

Zweitens: Man kann die Fremdheit des Anderen (verstanden wiederum als der Andere, die Andere und das Andere) gewissermaßen ausklammern und beiseite lassen und sich miteinander nur in dem Terrain bewegen, in dem man glaubt übereinzustimmen: Die Chinesen sind wirklich sonderbare Menschen und haben eine inakzeptable Vorstellung von Rechtsstaatlichkeit, aber die gleichen Interessen wie wir an Wachstum und Fortschritt. Beschränken wir also unser Miteinander auf diese Gemeinsamkeit und machen fröhlich Geschäfte mit ihnen, solange sie nicht versuchen, uns ihre Lebensart aufzuzwingen.

Drittens, und das ist wohl die hier im Raum am ehesten geteilte Meinung: Man kann versuchen und alle erdenkliche Mühe darauf verwenden, einander zu verstehen und einen Konsens in wichtigen Fragen zu erzielen, mit dem alle gut auskommen können. Dies scheint doch die einzige moralisch vertretbare Lösung, wo wohlmeinende Zeitgenossen, sich Gedanken darüber machen, wie wir Abkömmlinge verschiedenster Herkünfte miteinander zurecht kommen, ohne Gewalt anzuwenden. Wenn wir aber glauben im Verstehen des Anderen, würden wir ihn ungeschoren lassen und ihm eine reine Wohltat erweisen, dann irren wir uns.

Sie haben richtig gehört, ich will den guten Ruf des Verstehens schädigen. Ich will das Verstehen als einen Akt, mit dem ich mich des Andern bemächtige, deuten. Ich will nicht von einfühlsamem, sondern von aggressivem Verstehen reden, von jenem, das dem fremden, dem überraschenden Anderen das Existenzrecht bestreitet. Das Verstehen ist das Instrument der Unterschlagung des Besonderen. Verstehen ist penetrant. Es gibt sich nicht zufrieden mit der Oberfläche der Erscheinungen. Es geht

ihnen unter die Haut. Es will in seine Gegenstände hinein, in ihre Tiefe, auf ihren Grund. Es besetzt sie wie eine "Armee in Feindesland" (E. Bloch) Es fragt nicht nach ihrem 'Was' und 'Wie', sondern nach ihrem 'Woher' und vor allem nach ihrem 'Wozu'. Die Frage nach den Ursachen: „wie kommt das, warum ist er,sie,es so?“ und die nach der Gesetzmäßigkeit: „Warum tickt der, die das so?“ ist meist das Vorfeld der Beherrschbarkeit und der Verwertbarkeit. Im Verstehen soll sich die Nützlichkeit der Menschen und der Dinge offenbaren. Das Verstehen schult nicht den betrachtenden, sondern den durchschauenden Blick.

Paradoxerweise ist das Verstehenwollen zugleich Ausdruck eines profunden Desinteresses. Wenn ich jemandem sage: 'Ich verstehe dich' oder 'Ich habe dich verstanden', dann meine ich damit: 'Ich bin mit dir fertig. Ich will mich durch dich nicht länger beunruhigen lassen. Ich habe dich auf den Begriff gebracht. Ich habe dich verträglich gemacht mit dem Stand meiner Welt- und Menschenkenntnis.' 'Ich verstehe dich', heißt: mit der Überraschung, die so oder so in dir schlummert, mit dem Geheimnis, das du bist, mit deiner verstörend gefährlichen Fremdheit und deiner erschreckenden Andersheit habe ich nichts zu schaffen. Ich werde sie nicht gelten lassen.

Verstehen ist gleichmacherisch. Es ist nur zu haben um den Preis äußerster Ungenauigkeit, mangelnder Sorgfalt und dreister Respektlosigkeit. Der verstehende Zugriff lässt am anderen nur das Verstandene oder das Verstehbare gelten. Das Verstandenwerden wird für den Anderen buchstäblich zum Verhängnis. Wer dem Anderen verstehend zuvorkommt, gewinnt Überlegenheit; die Überlegenheit, die aus der Definitionsmacht kommt. Der letzte Impuls des Verstehenwollens ist Theodor

Lessing zufolge, der machtwillige Wunsch zu verkleinern und zu verachten".² Der Andere wird zum Spiegelbild des verstehenden Selbst begradigt.

Nur wenn ich bereit bin, im Umgang mit dem Andern, das was er mir über sich selbst mitteilt, zu akzeptieren und als sein Geschenk an mich anzunehmen, kann ich mich von ihm überraschen lassen, sagt Ivan Illich. Das bedeutet, Abstinenz zu üben gegenüber dem wuchernden Deutungszwang und eine Absage an alles Vorwegwissen zu erteilen, damit der Andere fremd bleiben kann. Das wäre freilich eine hohe und demütige Kunst.

Verstehen ist also einerseits eine Illusion, die die letzte undurchdringliche Fremdheit und Einsamkeit eines jeden leugnet. Was ich vom anderen erfahren kann, ist eben nie dessen Erfahrung, sondern immer nur meine Erfahrung dessen, was er mir von seiner Erfahrung kundtut.

Verstehen ist sodann eine Bemächtigung. Es unterwirft den Anderen unter mein Verständnis von ihm.

Es ist schließlich auch eine Selbstberaubung. Denn es bringt mich um die Überraschung und friert meine Erfahrung auf dem Stand des Bekannten und Vorweggewussten ein. Verstehen verhindert die Begegnung mit dem Fremden. Kaum einer hat über die Verletzung des Anderen durch Verstehen so eindringlich geschrieben wie der jüdische Religionsphilosoph Emmanuel Lévinas: „Die abendländische Philosophie fällt mit der Enthüllung des Anderen zusammen; dabei verliert das Andere ... seine Andersheit. Von ihrem Beginn an ist die Philosophie vom Entsetzen vor dem Anderen , das Anderes bleibt, ergriffen, von einer unüberwindbaren Allergie.“³

² Theodor Lessing: Nietzsche, München 1985, S. 99

³ Lévinas, Emmanuel: Die Spur des Anderen, in: dito, München 1998, S. 211.

Die Tilgung des Andern ist ein Akt der Einverleibung, der „Verselbigung des Verschiedenen“, ⁴ der „Umschmelzung des Anderen in das Selbe“ ⁵.

Das Gegenteil dieses beutemacherischen Umgangs mit dem Anderen wäre eine Hinwendung des Ich zu ihm, die 'radikal großmütig' ist, bei der der Andere - mit letztem Ernst - das Ziel ist und das Ich folglich von sich absieht, auf **keinen** Lohn spekuliert, nicht einmal auf die Dankbarkeit des Anderen, ohne dass sich das Ich jedoch im Andern verliert. Der Gedanke ist bestürzend. Er bedeutet einen wirklich radikalen Bruch mit allen Denk- und Handlungsgewohnheiten moderner Menschen. Es geht ja bei dem hier geforderten Ausbruch aus dem Kerker der Ichbezogenheit ⁶ nicht nur darum, um des Andern willen die Wahrung des eigenen Vorteils hintanzustellen, also statt nach **meinem** Nutzen und Gewinn zu schießen oder nach **meiner** Glückseligkeit zu streben, auf **sein** Wohlergehen und **sein** Glück bedacht zu sein. Ein bereits unerfüllbarer Anspruch, aber uns doch als Sollensforderung immerhin bekannt. In dem, was Lévinas uns zumutet, ist mir nicht nur die Frage, wie es **mir besser ergehen** könnte, sondern sogar die selbsterzieherische Frage danach, wie **ich besser werden** könnte, verwehrt. Denn auch diese Frage umkreist das Selbst und behaftet es bei der Selbstbefassung. Sie wird gestellt aus moralischer Gewinnsucht. Es geht in ihr um einen Ertrag für die eigene Scheuer. Die ethische Frage, die Lévinas zu stellen lehrt, lautet nicht: 'Wie kann ich mich bessern?' Sie heißt vielmehr: 'Was bin ich dir schuldig?' Die Antwort darauf findet sich nicht in ethischen Regelwerken, in moralischen Mindestanforderungen oder Sündenregistern, nicht in Normen und Gesetzen und nicht einmal im eigenen Gewissen, sondern im **Antlitz des Andern** „- mit dem vollkommen Ungedeckten und der vollkommenen Blöße seiner schutzlosen Augen, mit der Geradheit, der

⁴ Ebenda, S. 187.

⁵ Ebenda, S. 189

⁶ Lévinas spricht vom „Ichlichen Imperialismus“ (Die Philosophie..., a.a.O. S. 200)

unbedingten Offenheit seines Blicks ... der mir alle Eroberung untersagt.“⁷ Das Handeln des **Ich** gegenüber dem Anderen wird nicht durch allgemeine Satz Wahrheiten genereller Gültigkeit geleitet, durch keinen kategorischen Imperativ, sondern durch den unverwechselbaren ‘Anblick’ des besonderen jeweiligen **Du**. Ivan Illich spricht von einem „>Soll<, das durch den **Abweg zum Andern hin** gegeben wird“.⁸

Gemessen an dieser hohen Idee von der Gastlichkeit ist das, die neue Variante der Gastfreundschaft durch Internetverkehr ein harmloses Vergnügen, bei dem nichts auf dem Spiel steht, am allerwenigsten ich selbst. Christliche Gastfreundschaft hat ihren Ursprung in der Inkarnation, in der Erfahrung des schwach gewordenen Gottes, der um der Menschen willen einer der Ihren wurde. Lager und Gastmahl wurden dem Gast danach bereitgehalten für den Fall, „dass Jesus, der Herr – in Gestalt eines Fremden ohne Dach über dem Kopf – an die Tür klopfen sollte.“ So Ivan Illich. Es ist leicht einzusehen, dass eine so verstandene Gastlichkeit ohne Selbstverwandlung des Gastgebers und ohne, dass er auf vollkommene Überraschung gefasst ist, auf eine Überraschung, die nichts lässt wie es war, nicht geübt werden kann. Das ist wahrlich alles andere als ein harmloser Spaß und ein bisschen Tändelei mit dem exotischen Fremden.

Und noch eine Überlegung und eine Szene zum Schluss.

Der Gast ist der Fremde, dem Aufnahme gebührt. Aber das Verhältnis zwischen ihm und dem Gastgeber ist eines von radikaler Gegenseitigkeit. Gast und Gastgeber stehen in einem Verhältnis des wechselseitigen Gebens und Empfangens.

⁷ Ebenda, S. 198.

⁸ Vorlesungsmitschrift der Bremer Vorlesung vom 29. Januar 1999

Der Gast hat auch Pflichten. Er soll das Haus, in dem er Gast war, wie George Steiner sagt, etwas schöner, etwas sicherer und etwas sauberer hinterlassen. Anders gesagt: er soll das Haus durch seine Anwesenheit bereichern. Und ein zweites: Gast-Sein ist kein Dauerzustand, sondern ein vorübergehender Zustand, der in einen anderen überführt werden muss, wenn die angemessene Frist überschritten wird. Insofern erschöpft sich die Metapher der Gastfreundschaft für den Fremden, der bleibt. Was an deren Stelle treten kann, wenn aus dem Gast ein Einwohner wird, das wäre zu diskutieren.

Der Gast kann auf verschiedene Weise Gast sein, er kann zu Besuch sein, und er kann unterwegs sein. Als Besucher ist er entweder eingeladen (wie in unserem Eingangsszenario) oder er stellt sich unverhofft ein. In beiden Fällen ist die Frist seines oder ihres Aufenthaltes eng begrenzt. Die Dreitagesfrist ist ein alter Topos. Der Fremde, der unterwegs ist und Aufnahme begehrt, muss zwingende und ernsthafte Gründe angeben können, warum er an die Gastfreundschaft appelliert. Ist er auf der Flucht, auf einer Pilgerreise, auf einer Abenteuer- oder Entdecker- oder Bildungsreise, ist er in dringenden Angelegenheiten unterwegs, ist er unverhofft in Bedrängnis geraten, will er ferne Freunde aufsuchen, die seiner bedürfen oder derer er bedarf? Die Herumreiserei, die so lala ist, die touristischen Exzesse von heute, die besinnungslosen modischen Stippvisiten in fernen Weltgegenden sind mit der Gastfreundschaft nicht kompatibel. Auch das erklärt vielleicht mein Unbehagen an dem modischen Couchsurfen. Andererseits ist natürlich nicht auszuschließen, dass sich selbst in pervertierten Formen der Gastlichkeit, unversehens etwas von der Gastfreundschaft und deren radikaler Gegenseitigkeit ereignen kann und sogar etwas von dem DU, das durch den Abweg zum Andern hin aufscheint, erkennbar wird.

Eine Szene der Gastlichkeit, die mich tief beeindruckt hat, zum Schluss, denn Christian hat mich aufgefordert von erfahrener Gastlichkeit in fremder Kultur zu berichten. Mir fallen dazu einige Szenen ein, aber diese war ihrer Gestik wegen besonders eindringlich. Vor einigen Jahren habe ich Reimer Gronemeyer auf einer seiner Forschungsreisen nach Namibia begleitet. In dem Forschungsprojekt ging es um die sozialen Folgen von HIV-Aids im südlichen Afrika. Wir haben auf dieser Reise viele Kranke in ihren Hütten, in den Slums von Windhuk und in den Krankenhäusern besucht und mit ihnen Gespräche geführt. Wir waren auch bei einem Traditional Healer, einem Mediziner und seiner Familie zu Gast. Wir wurden auf den einzigen verfügbaren Stühlen, umgedrehten Plastikeimern, platziert während die Familienmitglieder in der typischen Manier mit ausgestreckten Beinen auf dem Sandboden der Hütte saßen. Zum Abschluss unseres Besuches wurde den beiden Männern, nicht mir, das Gastgeschenk überreicht, das Geschenk des Gastgebers an den Gast. Das Familienoberhaupt, der Mediziner selbst, der auf einer Art Thron über den anderen residierte, veranlasste seine älteste Frau zu der kleinen Übergabezeremonie. Das Geschenk bestand aus zwei wunderbar geflochtenen Körben, die so perfekt und dicht geflochten sind, dass man sogar Mehl darin transportieren kann. Die Frau kniete erst vor dem einen, dann vor dem anderen Gast auf dem Boden, verneigte sich und reichte in dieser Demutshaltung das Geschenk dar. Das war, nachdem wir die Hütte verlassen hatten natürlich Anlass zum Spott darüber, wie sehr die Männer noch einmal in ihrem alten Glanz, der im Zeitalter der Frauenemanzipation gründlich verblasst ist, erstrahlen durften. Aber dann verging mir der Spott und ich wurde der ergreifenden Bedeutung dieser Geste inne, die nämlich den Gebenden davor bewahrt, sich dem Beschenkten gegenüber generös und überlegen zu fühlen. Welch eine tiefe Weisheit liegt darin, das Geschenk nicht von oben herab, sondern von unten her darzubringen.

